

Thorsten Bonacker · Michael Daxner
Jan H. Free · Christoph Zürcher (Hrsg.)

Interventions- kultur

Zur Soziologie von
Interventionsgesellschaften

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Thorsten Bonacker · Michael Daxner
Jan H. Free · Christoph Zürcher (Hrsg.)

Interventionskultur

Thorsten Bonacker · Michael Daxner
Jan H. Free · Christoph Zürcher (Hrsg.)

Interventions- kultur

Zur Soziologie von
Interventionsgesellschaften



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe

Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Ten Brink, Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16302-4

Inhalt

<i>Michael Daxner, Jan Free, Thorsten Bonacker und Christoph Zürcher</i> Einleitung	7
<i>Christoph Zürcher</i> Der verhandelte Frieden: Interventionskultur und Interaktion in Nachkriegsgesellschaften	19
<i>Conrad Schetter</i> Von der Entwicklungszusammenarbeit zur humanitären Intervention Die Kontinuität einer Kultur der Treuhandschaft	31
<i>Jan Free</i> Wege zu einer Soziologie moderner Friedenseinsätze	49
<i>Michael Daxner</i> Das Konzept von Interventionskultur als Bestandteil einer gesellschaftsorientierten theoretischen Praxis	75
<i>Susanne Buckley-Zistel</i> Globale Rechtsprechung, lokale Konflikte Der Internationale Strafgerichtshof als friedensstiftende Maßnahme in Uganda?	101
<i>Werner Distler</i> Die Bedingungen der Intervention: Interaktion in einer Ausnahmesituation	119

Gabriel Motzkin

Israel, Palästina und militärisch unterstützte humanitäre Interventionen 141

Silvia Nadjivan

Einfluss der NATO-Bombardements 1999 auf den Regimewechsel 149

Thorsten Gromes

Probleme der Komplexität, Koordination, Konsistenz und Beendigung von Interventionen 173

Thorsten Bonacker

Die Gesellschaft der Anderen
Kambodscha und die Interventionskultur der Weltgesellschaft 189

Jan Koehler

Empirische Interventionsforschung – eine Problemannäherung für den Fall Afghanistan 219

Klaus Schlichte und Alex Veit

Drei Arenen
Warum Staatsbildung von außen so schwierig ist 261

Autorinnen und Autoren 269

Einleitung

*Michael Daxner, Jan Free, Thorsten Bonacker
und Christoph Zürcher*

Durch das Ende der Blockkonfrontation hat die etwas diffuse internationale Gemeinschaft eine größere Handlungsfreiheit erhalten. Einerseits wenden die Akteure der internationalen Politik häufiger militärische Gewalt an, um lokale Konflikte zu entschärfen oder zu beenden. Andererseits endet heute der Handlungsauftrag der internationalen Gemeinschaft nicht mehr damit, dass in der Konfliktregion ein Waffenstillstand herbeigeführt und durchgesetzt wird. Vielmehr soll das Einmischen der internationalen Akteure die sozialen und politischen Strukturen am Ort des Einsatzes derart verändern, dass nicht erneut Gewalt ausbricht. Kurzum: Vor 1989 sollten Konflikte solange eingefroren werden, bis sich die streitenden Parteien einigten, nach 1989 soll nicht nur der Konflikt beendet, sondern auch gleich die Streitenden ausgetauscht werden. Statt um *Peace-Keeping* und *Peace-Enforcement* geht es heute um multidimensionales *Peace-Building*, um *State-* und *Nation-Building*: Neue Staaten mit neuen Formen der sozialen Organisation sollen an Stelle der alten treten, weil angenommen wird, dass diese alten Formen derart mangelhaft waren, dass sie aus sich heraus Konflikte und Leid hervorbringen.¹ Dass diese neuen Ordnungsmuster zumindest dem Anspruch nach dem westlichen Vorbild folgen, entspricht den bisherigen Erfahrungen mit erzwungener oder freiwilliger Globalisierung (Meyer, 2005; s. auch Conrad Schettlers Beitrag im vorliegenden Band) und sollte deswegen nicht überraschen.

Ob diese neue Dimension der internationalen Einmischung legitim ist oder nicht, wollen wir in diesem Sammelband nicht diskutieren – dieser Frage haben sich bereits andere Autoren gewidmet (bspw. Barnett & Weiss, 2008; Chesterman, 2001; Hinsch & Janssen, 2006). Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist, dass Interventionen, wenn sie neue, bessere Gesellschaftsformen hinterlassen sollen,² diese Operationen nicht nur aus politischer und militärischer Perspektive

¹ Dieser Wandel wurde in zahlreichen Werken dargestellt, z. B. (Doyle & Sambanis, 2006; Hippler, 1996, 2004; Holzgrefe & Keohane, 2003; Rambotham, Woodhouse, & Miall, 2005; Weiss, 2007).

² Es sollte nicht übersehen werden, dass auch humanitäre Interventionen nach Hunger- oder Naturkatastrophen zumeist Elemente von Verwestlichung enthalten (überspitzt, aber anschaulich: Bello, 2006). So wenden Hilfsorganisationen in Notfällen zumeist ein Standardprogramm an, dass die jeweiligen lokalen Gegebenheiten, Kapazitäten und Bedürfnisse oft nicht berücksichtigt (Telford & Cosgra-

untersucht werden müssen, sondern auch aus einer soziologischen: Wenn Gesellschaften „gebaut“ werden sollen, sollten Gesellschaftswissenschaftler sich dafür interessieren. Gewiss ist der Gedanke einer „Soziologie humanitärer Interventionen“ (Nederveen Pieterse, 1997) nicht neu. Von älteren Arbeiten setzen wir uns aber durch unsere These ab, dass der Erfolg einer Staatsaufbau-Intervention nicht allein davon abhängt, wie sich die internationalen Akteure verhalten und welche Strategie angewendet wird. Vielmehr erklärt sich die Performanz aus der sozialen Eigendynamik der Gesellschaftsformen, die durch und während der Interventionen in der Einsatzregion entstehen. Das heißt, dass der Standardmodus der Forschungen und der politischen Kommentierung zu vereinfachend ist: Das Agieren der internationalen Akteure wird gerne als unabhängige Variable genommen und der Erfolg der Intervention als abhängige Variable, und dann werden mehrere Interventionsfälle miteinander verglichen. Diese Sicht reduziert einerseits die Interventionen und ihre sozialen Systeme zu einer Art Black Box und blendet andererseits aus, was während der Intervention geschieht. Wie aber besonders anschaulich der Beitrag von Christoph Zuercher zeigt, ist es entscheidend, unter welchen Bedingungen die Akteure innerhalb einer Interventionsgesellschaft stehen und wie diese Akteure miteinander agieren. Die Artikel des vorliegenden Sammelbands widmen sich deswegen diesen internen Prozessen – sowohl hinsichtlich theoretischer Aspekte als auch in Form von Fallstudien.

Häufig nehmen Beobachter von Interventionen an, dass zwei homogene Akteursblöcke aufeinander treffen, zeitlich begrenzt interagieren und anschließend wieder getrennte Wege gehen. Die Leitmetapher dieser Vorstellung ist die des Arztes, der einen Patienten behandelt (Free, 2009). Zu Beginn unserer Auseinandersetzung mit der Soziologie von Interventionen stand die Einsicht, dass die Wirklichkeit nicht ganz so einfach ist, wie es diese Metapher anzeigt. Grundlage dieser Einsicht waren folgende Überlegungen und Erfahrungen aus eigenem Mitwirken in Interventionen, die die meisten Herausgeber und Mitautoren teilen:

- *Überhang von Idealismus in der Planungsphase:* Interventionen beginnen mit idealistischen Zwecksetzungen (Befreiung, Wiederaufbau, Vertreibung der Diktatoren, aber auch Abhilfe bei Naturkatastrophen) und enden mit realistischen Kompromissen. Diese bergen oft den Keim erneuter Konflikte und vielleicht Interventionen, oder sie hinterlassen ein Land oder eine Bevölkerungsgruppe in einem Zustand, der objektiv (und subjektiv schon gar und häufiger) schlechter ist als der Zustand vor der Intervention.

ve, 2007, S. 17). Recht bekannt ist auch die Praxis der USA, ausschließlich Nahrungsmittel aus den USA in den betroffenen Regionen zu verteilen (pointiert: Bolton, 2008, S. 204–209).

- *Starker Einfluss von interventionsfernen Diskursen:* Interventionen sind wechselhafter öffentlicher Aufmerksamkeit unterworfen. Ihre Aufmerksamkeitskonjunktur ist den Regeln des Medienmarktes ebenso wie der Halbwertszeit von Aktualität unterworfen. In Ländern, die aktiv an der Entsendung von Truppen beteiligt sind, wie Deutschland im Kosovo oder in Afghanistan, ist die Aufmerksamkeit sicher anders als in solchen, die nur im zivilen Bereich durch Aufbauhilfe oder Teilnahme an internationaler Gerichtsbarkeit (also beispielsweise durch Ratifizierung der Genfer Konventionen oder von Kooperationsabkommen mit Sondertribunalen) partizipieren. In der Regel beherrschen aber Legitimationsprobleme den Diskurs über die Intervention stärker als eine Diskussion der Zwecke und der Kriterien für Erfolg und Misserfolg.
- *Das Missionsziel der Intervention entkoppelt sich von ihrem Anlass:* Aufgrund der post-1989er Ausrichtung der Interventionen auf Staatsaufbau dominieren im Verlauf der Interventionen andere Probleme die Agenda in der Konfliktregion als jener Konflikt, wegen dem man interveniert hatte. Man interveniert, um beispielsweise eine massenhafte Vertreibung zu verhindern, und muss sich anschließend nicht nur um die Unterbringung der Flüchtlinge kümmern, sondern auch um den Wiederaufbau eines unabhängigen Justizsystems und die Bekämpfung von Korruption – Auslöser der Intervention ist eine Katastrophe oder ein konkretes Ereignis, aber heutzutage, in Zeiten der Staatsaufbau-Interventionen, ist das, was die Intervenierenden bekämpfen, *Bad Governance* (schlechte Regierungstätigkeit). Oft ist deswegen schon die Frage nach einer Exit-Strategie falsch gestellt, weil das Ende einer Intervention nicht länger davon abhängt, wie schnell und effektiv die humanitäre Schieflage begradigt werden kann, die die Intervention notwendig gemacht hatte. Auch die Legitimität einer Intervention bekommt eine zeitliche Dimension: Nur weil der Anlass eine Intervention legitimiert hatte, ist nicht automatisch jedes Handeln der Intervenierenden legitim, weil Nation- und State-Building mit dem ursprünglichen Konflikt viel loser verknüpft sind als Peace-Keeping und Peace-Enforcement.
- *Historische Erfahrungen mit Staatsgründungen:* Am Beispiel der europäischen Geschichte wurde gut herausgearbeitet, wie langwierig, ressourcenintensiv, kompliziert und konfliktbehaftet Prozesse von Nationsbildungen und Staatsgründungen sind.³ Es ist schwer einzusehen, warum diese Prozesse in anderen Regionen einfacher und schneller ablaufen sollten, selbst wenn sie von der internationalen Gemeinschaft angeleitet und überwacht werden,

³ Aus den zahlreichen Veröffentlichungen zu diesem Thema seien hier nur wenige recht willkürlich ausgewählt: (Bourdieu, 2004b; Schulze, 1994; Smith, 2000).

und wieso ein Vorgang, der zumeist kurzfristig erhebliche Konflikte schafft und soziale Umwälzungen auslöst, relativ unbedarft als Konfliktlösung propagiert wird.

Überlegungen dieser Art waren der Anlass einer Konferenz, die wir mit deutschsprachigen WissenschaftlerInnen im April 2008 in der Universität Potsdam durchführten.⁴ Sie war Auftakt einer intensiveren Beschäftigung mit jenem Aspekt von Interventionen, der oft in der Zielsetzung ausgeblendet wird und dann in der Praxis zum Träger all der Unwägbarkeiten und Kontingenzen wird, an denen Interventionen scheitern. Es ist der Aspekt der *gesellschaftlichen Dynamik*, die durch die Intervention in Gang kommt, und die zur Bildung von *Interventionsgesellschaften* führt. Diese Gesellschaften setzen sich aus intervenierenden und intervenierten Elementen zusammensetzen, die zur Interventionsgesellschaft integriert werden und sich nicht nur additiv auf- oder nebeneinander schichten. In Interventionsgesellschaften finden sich kulturelle Mischungen und Abgrenzungen, die mit den ursprünglichen Strukturen kaum vermittelt sind: Traditionen, informelle Konfliktregelungen und andere lebensweltliche Handlungsfelder werden verschoben, während neue, unbekannte Formen entstehen. Durch die Intervention ändern sich die sozialen Positionen in der „neuen“ Gesellschaft, weil im Vergleich zum Zeitpunkt vor der Intervention viele soziale Ressourcen und Fähigkeiten anders bewertet werden. Folglich ändern sich die Mechanismen, nach denen sozialer Status⁵ ausgehandelt und abgelesen wird. Oft verlieren traditionelle Annerkennungsmechanismen ihre Bedeutung in der neuen sozialen Konstellation nach der Intervention. Die neue soziale Situation der Intervention zwingt allen Beteiligten – auch den Intervenierenden – Variationen des eigenen Verhaltens auf. Es wird dadurch schwerer, das Verhalten anderer vorherzusagen, weswegen reziproke Erwartungen der beteiligten Akteure häufig nicht erfüllt werden. Man versucht sich im Neuen zu arrangieren, variiert – bewusst und unbewusst – das eigene Verhalten abermals, zumeist ohne überhaupt zu wissen, nach welchen Regelmäßigkeiten sozialer Status zugeschrieben wird.

Diese recht blinde Variation kann zu weiteren Folgekonflikten führen, die sich nur aus der sozialen Dynamik der Interventionsgesellschaft erklären lassen, aber nicht aus dem ursprünglichen Konflikt, der zur Intervention geführt hatte.

⁴ Wir danken der Deutschen Stiftung Friedensforschung für die Förderung und Unterstützung der Konferenz.

⁵ Wir rekurren hier nicht auf eine bestimmte Theorie des sozialen Status, sondern verwenden diese Fachvokabel eher als Platzhalter für die jeweilige Schlüsselkategorie der jeweils bevorzugten Sozialtheorie. Wir machen kein Hehl daraus, dass wir in unseren Arbeiten zumeist nach Pierre Bourdieus Ansatz vorgehen, aber wir möchten die Einleitung nicht auf eine Theorie ausrichten, auch wenn es dadurch etwas ungenau wird.

Wenn im Kosovo unmittelbar nach Übernahme der Staatsfunktionen durch UNMIK ein Journalist kritisiert, dass serbische und albanische Kinder nicht gemeinsam unterrichtet werden – weil ja multi-ethnische Perspektiven die Intervention legitimierten – dann ist das ein gutes Beispiel dafür, wie Debatten in den Entsendeländern die Legitimität einer Intervention empirisch beschädigen können. Wenn westliche Frauen, die erkennbar für die und mit den Intervenierenden arbeiten, durch Kleidung „intervenierte Erscheinungen“ imitieren, z. B. indem sie sich mit Tschador verhüllen, kann das zu fatalen, nicht selten gewaltsamen Konflikten führen, weil sich lokale Frauen dadurch attackiert fühlen, dass fremde Frauen zwar ein Emblem wie den Schleier tragen, sich sonst aber als schlechte Muslimas benehmen. Wenn westliche Vorstellungen von Vertragstreue und Loyalität auf lokale Realitäten von Vertrauen und Gefolgschaft stoßen, sind Konflikte sogar programmiert.

Ähnliche Konfliktdynamiken kann man an vielen Nachkriegsgesellschaften beobachten, und sie sind heute besonders wichtig, weil die von der Intervention betroffene Bevölkerung in ebenso großem Maß Subjekt und Objekt der Intervention ist wie die Intervenierenden selbst.

Das ist eine starke Hypothese, die die Sozialwissenschaften, vor allem Anthropologie und Soziologie provozieren muss. Der vorliegende Band versucht, erste Einsichten in die Binnendynamik groß angelegter humanitärer Interventionen zu geben. Daraus leiten sich zurzeit noch weniger Antworten als viele Fragen ab, die zu stellen man zu Beginn einer Intervention meist unterlässt; sei es aus Zeitdruck oder aus der Überzeugung, man kenne den Fahrplan der Intervention zur Genüge. Am Scheitern jeder *Hearts and Minds-Kampagne* in Afghanistan kann man die Folgen dieses Irrtums sehen. Erst seit Kurzem ist einzelnen Angehörigen des US-amerikanischen Militärs aufgefallen, dass ältere Afghanen es als beleidigend auffassen, wenn Soldaten den Kindern Süßigkeiten und Spielsachen zuwerfen. Sie würden sich wie Hunde behandelt fühlen, sagten von US-Soldaten befragte Afghanen (Wood, 2009). Aus traditioneller Höflichkeit vor Fremden wurde dieser Ärger nur extrem selten artikuliert. Es ist bemerkenswert und unterstreicht die Notwendigkeit vermehrter sozialwissenschaftlicher Forschung, dass die üblichen, selbstverständlichen *Goodwill*-Maßnahmen des Militärs offenbar nie systematisch im afghanischen Kontext evaluiert wurden.

Die Soziologie von Interventionsgesellschaften setzt sich mit der Struktur und den Akteuren dieser Gesellschaften auseinander. Sie verfolgt die Transformation der ursprünglichen Konflikte in Folgekonflikte als Ergebnis der Intervention. Und sie fragt nach der sozialen Dynamik des Zusammenwirkens von Exponenten verschiedener gesellschaftlicher Felder: Intervenierende und Intervenierte, aber auch Soldaten und Zivilisten, Repräsentanten von Staatlichkeit oder privaten Unternehmern, Angehöriger verschiedener Wertegemeinschaften etc. Dieses

Zusammenwirken ist mehr oder weniger friedlich, mehr oder weniger kommunikativ, aber komplex und konfliktintensiv ist es in jedem Fall. Auf der Grundlage des aktuellen Stands der Forschung verbieten sich Prognosen darüber, wie dieses Zusammenwirken im Einzelfall ausgeht. In der Tat legt es die bisherige soziologische Forschung nahe, keine großen Hoffnungen auf eine zukünftige Prognosefähigkeit zu legen, mit der kleinteilig Konfliktodynamiken vorhergesagt werden könnten. Aus der soziologischen Sicht ist es naheliegend, keine Masterpläne oder einheitliche Strategien für Interventionen zu fordern und umzusetzen, sondern sektoral, mit kalkulierten Verlusten an Effizienz und sicherlich nicht widerspruchsfrei vorzugehen. Funktionale Differenzierung scheint hier eine wichtige Voraussetzung dafür zu sein, dass nicht willkürliche Szenarien die Möglichkeiten sinnvollen und effektiven Handelns verdecken, auch wenn sie kurzfristig Beifall finden sollten. „Ganzheitliche“ Ansätze sind deshalb oft zu idealistisch, weil sie im Gedankenexperiment störungs- und kontingenzfreie Umgebungen für die tatsächlich ablaufenden Handlungen projizieren. Dass diese Annahme nicht realistisch ist, weiß zwar fast jeder Akteur auf der Systemebene, es ergibt sich aber der Eindruck, dass sich nur solche Ansätze verkaufen und vermitteln lassen, weil Widerspruchsfreiheit einer Politik eine Bedingung für Glaubwürdigkeit geworden ist – sowohl in Verhandlungsprozessen innerhalb der internationalen Organisationen, als auch während des Wahlkampfes und in der Kommunikation mit der eigenen Wählerschaft. Insofern halten die tonangebenden Akteure an der Vorstellung der allgemeinen Planbarkeit von sozialen Entwicklungen während Interventionen fest. Die Analyse von Interventionsgesellschaften wird sich stets in der Spannung mit diesen *normativen Ordnungsvorstellungen*, wie sie im State- und Nation-Building vorherrschen, und *Konflikttheorien* befinden. Diese Analyse muss davon ausgehen, dass sich die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, Konfliktregelungen und Alltagsformationen der Beteiligten deutlich von den stets normativen Vorstellungen von Zweck und Mitteleinsatz der Intervention unterscheiden.

Umso wichtiger sind Dokumentation und Forschung auf jenem mikro-sozialen Feld, bei dem es fast evident ist, dass individuelle Zukunftsvorstellungen und Lebensführung nicht mit den normativen Ordnungen übereinstimmen, die durch das internationale Eingreifen auf Systemebene, oder eben makro-soziologisch vorgeben wird. Man kann dies verständlich machen, wenn man darauf hinweist, dass die Intervention Konflikte hervorbringt, die notwendig in alltägliche Lebensgestaltung und folglich auch in tradierte Konfliktregulierungs-Mechanismen eingreift. Es entstehen dadurch neue Symbol- und Normenkataloge, die Interaktionen regeln und möglich machen – also das, was man gemeinhin als „Kultur“ bezeichnet. Diese sich entwickelnden Sozialformen können gut an mikrosozialen Untersuchungen dargestellt werden. Eine Perspektive, in der einzelne Menschen noch sichtbar bleiben, kann leichter als eine makrosoziale Sicht zeigen, dass diese neue

Interventionskultur selbst ein neues Konfliktpotenzial hervorbringt, das nur bearbeitet werden kann, wenn man es kennt und nicht schon, wenn man vermutet, dass die Interventionspolitik diffuse „Spannungen“ oder „Verwerfungen“ produziert.

Wir stoßen in vielen Analysen und Befunden auf ein bemerkenswertes Phänomen: Ausreichendes Datenmaterial für aussagekräftige statistische Analyse finden Forscher häufig nur, wenn sie eine derart distanzierte Perspektive einnehmen, dass die einzelnen Interventionsfälle fast nur noch ihre Funktion als regionale Kennzeichnung behalten, aber sonst kaum noch Inhalte haben. Dann kann man mehrere Interventionen vergleichen, doch man erfährt wenig über die Zustände während einer Interventionen. Bis auf wenige Ausnahmen, die uns besonders wichtig sind und auf die wir in diesem Band mehrfach eingehen, ist die Quellenlage viele Arbeiten zu einzelnen Interventionen auf dem Niveau von *gutem* Journalismus. Zurzeit gilt hier noch, was auch für Journalisten gilt: Forscher sind nur so gut wie Quellen – wir finden diesen Zustand nicht sehr befriedigend. Es gibt jede Menge subjektiver Erfahrungen, Gespräche, Bilder und Eindrücke, die dann mit Theorieverweisen angereichert werden, aber oft nicht empirisch verifiziert sind – also bloß plausibel bleiben. Dieses Defizit an intersubjektiver Empirie macht die Ergebnisse und Schlussfolgerungen angreifbar, zumal wenn der Leser die „plausiblen“, selbstverständlichen Gemeinplätze nicht akzeptiert – etwa bestimmte Vorstellungen von Dankbarkeit, Vertrauen, Kooperation und Zeitabläufen, die als Bedingungen des Erfolgs bestimmter Operationen angesehen werden. Die Home-Stories und Anekdoten, so unverzichtbar sie als Belege sein mögen, zeugen von der Unzuverlässigkeit der plausiblen, oft rezyklierten Tatbestände, die keine sind. Das ist nicht nur ein Plädoyer für mehr und genauere Feldforschung, sondern für mehr integrative anthropologische und ethnologische Anreicherungen soziologischer Methoden und für mehr Kooperation der Forscher untereinander.

Doch diese Datenlage haben nicht nur die Wissenschaftler zu verantworten: Viele Interventionen sind (wie) Kriege, und es verwundert nicht, dass Regierun- gstellen und Militärkommandos keine Primärdaten preisgeben. Dennoch wäre es hilfreich, würden sich deutsche und europäische Bürokratien stärker am US- amerikanischen Muster orientieren und mehr Daten veröffentlichen. Auch private oder halbstaatliche Organisationen, die mit Interventionen zu tun haben, sind nicht allzu auskunftsfreudig: Viele Organisationen der Entwicklungshilfe haben offen- bar wenig Sympathie für Transparenz und geben entweder keine Daten heraus oder verpacken sie in sehr unhandliche Formen (Aoi, De Coning, & Thakur, 2007; Easterly, 2006). Die Intervenierten bzw. die Gruppen der bereits bestehenden In- terventionengesellschaft wiederum sind gegenüber Befragungen und punktueller Einstellungsforschung zu recht misstrauisch, wenn solche Methoden überhaupt angewandt werden können. Der modellhafte Glücksfall war Pierre Bourdieu im Algerienkrieg um 1960: Da sitzt ein Sozialwissenschaftler mitten in der Interven-

tion, noch dazu in der Statistikabteilung, und niemand fragt, ob er für seinen Vorgesetzten oder für seine Forschung Daten erhebt (Bourdieu, 2002, 2004a; Grenfell, 2006). Weil aber heute Kriege auch Informationskriege sind, sind die Schotten dicht, obwohl die Informationstechnik uns vieles erleichtern sollte.

Die meisten Beiträge dieses Sammelbands befinden sich an jener prekären Grenze zwischen so genannter Grundlagenforschung und angewandter Analyse, nahe der Politikberatung. Viele Beiträge sind an dieser Grenze entstanden, entweder im Kontext akademischer Qualifikation oder im Ergebnis von Forschungen und Beratungstätigkeiten am Ort einer Intervention bzw. ihrer nachträglichen Analyse. Die Rückbindung an Theorie und Hypothesenbildung macht aber das verbindende Element aller Beiträge aus. Sowohl unsere Potsdamer Tagung als auch die meisten Aufsätze in diesem Band zeigen: Die Gesellschaften, die als Ergebnis von Interventionen entstehen (und oft wieder vergehen), sind einem Wandel unterworfen, der nicht an traditionelle Muster sich verändernder Staatlichkeit und sich verändernder Gesellschaft gebunden sind. Nichts funktioniert so, wie man es sich von einem entstehenden Staat erhofft, aber es funktioniert, anders und oft unerwartet. Jede Regierungstätigkeit kann große moralische und pragmatische Probleme eröffnen, wenn sie nicht an die normativen Rahmensetzungen einer legitimen Staatlichkeit gebunden ist; denken wir an die Organisation von Dorfgemeinschaften, die von den Taliban oder lokalen Warlords abhängig sind (s. Jan Koehlers Beitrag im vorliegenden Band).

Oft erfahren die Intervenierten konkrete Nachteile, wenn die Intervenierenden über ihre Lebenswelten, ihre Erfahrungen und Traditionen und auch über ihre Muster lokaler Konfliktregelung hinwegsurfen. Es ist nicht einfach nur komisch oder absurd und ein bizarrer Ausdruck einer sich ausbreitenden westlich dominierten Weltkultur, wenn in einer Debatte zur Hochschulreform in Kabul das amerikanische Credit-Transfer System diskutiert wird. Hier wird vom Endzustand der gewollten Interventionsergebnisse her diskutiert. Damit wird aber der Entwicklungsprozess abgeschnitten, den „eigentlich“ die Intervenierten durchmachen sollen (*Ownership*), um ihr erzielt Ergebnis mit der internationalen Hochschul-Community zu *verhandeln*. Die vielen anekdotischen Beispiele für die Nachteile verdichten sich bei den beiden Akteursgruppen ganz unterschiedlich, weil sie ja kollusiv in der Interventionsgesellschaft zusammengebunden sind: Wo die Intervenierten den dauernden und impertinenten Korruptionsvorwurf als Demütigung und Behinderung ihrer eigenen Selbstverständigung empfinden, brauchen ihn die Intervenierenden als Rechtfertigung dafür, dass sie sich in entscheidenden Fällen über die Rechte und Bedürfnisse der Intervenierenden hinwegsetzen, und dann die mangelnde Bereitschaft derselben, Eigenverantwortung zu übernehmen, beklagen. Solche Beispiele zeigen vor allem, dass die Forschung von einer mikrosoziologischen Perspektive ausgehen muss, die weder den Ausgangskonflikt noch

alle Folgekonflikte der Intervention kongruent abbildet; aber genau hier entstehen Vertrauen, Respekt, und ein kollektives Selbst, ein Wille zur Emanzipation. Wir haben dies in so vielen Interventionen festgestellt, dass man hier einen World Polity-Ansatz durchaus vertreten kann: Was die Bedeutung der sozialen Dynamiken angeht, sind Interventionsgesellschaften strukturell einander ähnlicher als die Akteure in jedem einzelnen Konfliktfall. Oder anders: Es gibt eine Interventionskultur, die sich in jedem Interventionsfall nachweisen lässt. Diese These ist zu schwergewichtig, als dass wir sie in der Einleitung eines Sammelbandes beweisen könnten. Hierin zeigt sich eines der wichtigsten Desiderate der Forschung zu Interventionen: Wir sollten herausfinden, was transkulturell und transnational die Strukturmerkmale von Interventionsgesellschaften sind, aus denen wir dann aussagekräftige Kriterien zur Bewertung von Interventionen entwickeln können.

Doch soweit wird dieser Sammelband seine Leser nicht führen; die Forschungsausrichtung, die wir hier vorstellen, ist noch zu jung. Die in diesem Band versammelten Forscher arbeiten folglich zumeist noch an den genauen Problemdiagnosen und den sich daraus ergebenden Operationalisierungen von Forschungsprojekten. Der Zweck des Buchs ist dementsprechend nicht, dicht an dicht Ergebnisse zu präsentieren, sondern den Lesern Einblicke in soziale Prozesse während einzelner Interventionen zu verschaffen, in denen die systematischen Einzelbeobachtungen an das soziale Ganze zurückgebunden wird. Auch zielt das Buch darauf ab, dass dadurch, dass Forscher sich über ihre laufenden Forschungen austauschen, sie ihre Vorhaben leichter und besser koordinieren können.

Die thematische Bandbreite der Artikel ist dementsprechend groß. Sie reicht von theoretischen Abhandlungen über historischen und sozialpsychologischen Reflexionen bis hin zu feldforschungsgesättigten Detailanalysen. Einige Texte konzentrieren sich auf die soziale Binnendynamik einer Intervention, während andere Texte untersuchen, welchen Einfluss Diskurse in den Entsendeländern auf die Ereignisse am Ort der Intervention haben. Eine gemeinsame Methode haben die Beiträge nicht. Aber was sie verbindet, ist die Einsicht, dass man genau hinschauen muss, wie soziale Strukturen sich bilden und wie sich verändern, wenn man Interventionen realistisch beschreiben will.

Der Wert solcher Beschreibungen sollte nicht unterschätzt werden. Interventionen treffen nicht auf Strukturen, sondern auf Menschen und Menschengruppen, deren Eigenschaften vielen Intervenierenden grundsätzlich fremd sind, bzw. fremd sein müssen. Wenn wir in einigen Interventionsgesellschaften – Afghanistan, Somalia – mehrere Generationen von jungen Menschen antreffen, die noch nie Frieden erfahren haben, deren Vorstellungen also noch nicht durch den Wunsch nach Nicht-Krieg geprägt sind, weil dieser eben schwer vorstellbar ist, dann ist das Herausführen aus diesem Zustand nur innerhalb der Interventionsgesellschaft, aber nicht von außen möglich. Auf das Handeln in diesen Interventionsgesellschaften